

II. Rahmenbedingungen betrieblicher Familienpolitik

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen betrieblicher Familienpolitik

Irene Gerlach und Inga Laß

Einleitung

Familie sei pluraler, seltener, weniger institutionalisiert und instabiler als früher – so lautet eine Diagnose, die im Hinblick auf die Familie heute oft gestellt wird (so z.B. Kaufmann 1990). Als Konsequenz dieser Entwicklungen ist insbesondere das Problem der Vereinbarkeit von Beruf und Familie in den Fokus der wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion gerückt. Historisch gesehen ist die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie ein sehr junges Phänomen. In der vorindustriellen Agrargesellschaft Deutschlands dominierte die Lebensform des „Ganzen Hauses“, welche keine Trennung von Wohn- und Arbeitsstätte oder von Arbeits- und Familienzeit vorsah und somit Vereinbarkeitsproblematiken nicht kannte. Kinder wurden nicht ausschließlich von den eigenen Eltern, sondern von allen Haushaltsmitgliedern – auch von Geschwistern, anderen Verwandten oder Hausangestellten – betreut und erzogen (Nave-Herz 2006: 52).

Mit dem Industrialisierungsprozess des 19. Jahrhunderts wurde das Arbeiten aus der Wohnstätte ausgelagert. Es gewannen nun zwei verschiedene Familienmodelle an Bedeutung – die bürgerliche und die proletarische Familie. Das Modell der bürgerlichen Familie beinhaltete eine strikte Rollen- und Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern, die dem Mann die öffentliche Sphäre und die produktiven Aufgaben (Erwerbsarbeit) und der Frau die private Sphäre und damit die reproduktiven Aufgaben (Familienarbeit) zuwies. Frauen arbeiteten nur, wenn es die finanzielle Situation erforderte. Demgegenüber war in der proletarischen Familie die kontinuierliche außerhäusliche Erwerbstätigkeit beider Partner zur Existenzsicherung notwendig. Obwohl die proletarische Familie lange den häufigeren Typus darstellte, galt das Modell der bürgerlichen Familie bald als allgemein anerkanntes Ideal (Nave-Herz 2006: 48f). Mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahr 1900 wurde dieses Familienmodell zum normativen Prototyp. Eine vollständige quantitative Durchsetzung des bürgerlichen Familienmodells war erst mit dem Wirtschaftswunder nach dem zweiten Weltkrieg und dem daraus resultierenden Wohlstand möglich, so dass dieses Familienmodell während der 1950er und 1960er Jahre seine Hochphase erlebte (Peuckert 2008: 19f). In dieser Zeit heiratete ein historisch einzigartig hoher Anteil der Menschen und gründete eine Familie, so dass diese Phase

auch als das „Golden Age of Marriage“ bezeichnet wird (BiB 2005: 20). Die sozialen und demografischen Veränderungen seit dieser Epoche sind es, die den Bedarf nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie geweckt und die Vereinbarkeitsproblematik in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt haben. Im Folgenden wird deswegen zunächst der Wandel der privaten Lebensformen seit den 1960er Jahren beschrieben, um im Anschluss die Veränderung des Erwerbsverhaltens zu umreißen. Abschließend führt ein Fazit diese beiden Entwicklungsstränge zusammen.

1 Sozialer Wandel seit den 1960er Jahren

1.1 Wandel der Lebensformen

Seit Mitte der 1960er Jahre erfährt die deutsche Bevölkerung einen Wandel der Lebensformen, der sich anhand verschiedener Merkmale beschreiben lässt. Während im „Golden Age of Marriage“ beinahe jeder junge Mensch eine Ehe einging, entscheiden sich derzeit immer weniger Menschen zur Heirat – so ist die Zahl der Eheschließungen je 1000 Einwohner von 9,5 (1960) auf 4,6 (2008) zurückgegangen (StBA 2009a: 54; www.destatis.de). Diejenigen, die sich zu einer Ehe entschließen, heiraten gleichzeitig immer später – lag das Alter bei der ersten Heirat im Jahr 1975 noch bei 23 (Frauen) bzw. 25 Jahren (Männer), so heiraten Frauen nun (2007) mit durchschnittlich 30 Jahren und Männer mit 33 Jahren zum ersten Mal (Gerlach 2010: 66; StBA 2009a: 56). Parallel zu dieser Entwicklung ist die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften angestiegen. Gab es im Jahr 1996 1,8 Mio. nichteheliche (gemischtgeschlechtliche) Lebensgemeinschaften, so sind es nun (2008) gut 2,5 Mio. (StBA 2009a: 47). Zudem sind die bestehenden Paarbeziehungen instabiler geworden. Ein Indikator hierfür sind die seit dem „Golden Age of Marriage“ deutlich gestiegenen Scheidungsraten: So ist die Zahl der Scheidungen je 1000 Einwohner von ihrem Tiefststand von 1,0 im Jahr 1960 deutlich gestiegen und liegt nun (2008) bei 2,3 (StBA 2008; www.destatis.de).

Hinter dieser Entwicklung steht zum einen eine gestiegene Freiheit der Menschen in der Wahl ihrer Lebensform: Durch die Ausgliederung der Produktionsfunktion aus dem Haushalt, den Ausbau der sozialen Sicherungssysteme, den Wohlstand breiter Bevölkerungsschichten seit dem Wirtschaftswunder und die steigenden Karrierechancen der Frau seit der Bildungsexpansion wurde die ökonomische Abhängigkeit des Einzelnen von einem Partner schrittweise reduziert. Eine Heirat bzw. Wiederheirat nach einer Scheidung oder dem Tod des Ehepartners ist nicht mehr zwingend notwendig, da der eigene Unterhalt prinzipiell durch Erwerbstätigkeit oder staatliche Unterstützungsleistungen sichergestellt ist. Das Alleinleben ist heutzutage zu einer finanzierbaren Option geworden, was sich in einem Anstieg der Ein-Personen-Haushalte während der letzten Jahrzehnte widerspiegelt: Während im Jahr 1950 der Anteil der Einpersonenhaushalte an allen Haushalten 19,4 % betrug, so lag er 2008 bei 39,4 % (oder 15,8 Mio.). Insgesamt lebten 2008 20 % der Frauen und 18 % der Männer allein (Peuckert 2008: 49f; StBA 2009c).

Jedoch sind die hohen Scheidungsraten sowie die große Zahl Alleinlebender auch die Folge zunehmender Schwierigkeiten bei der Gründung und Aufrechterhaltung dauerhafter Partnerschaften. Bei Unzufriedenheit werden Partnerschaften heute sehr viel schneller aufgelöst als noch vor wenigen Jahrzehnten. Ein zentraler Grund für das häufige Auftreten von Unzufriedenheit in der Beziehung ist der hohe emotionale Anspruch an heutige Paarbeziehungen: War die Familie in früheren Zeiten eine Art Produktionsgemeinschaft, so ist die Hauptfunktion der Familie nun die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse, und das Ideal der romantischen Liebe ist zum vorherrschenden Orientierungsrahmen von Paarbeziehungen geworden (Nave-Herz 2006: 50; Peuckert 2008: 18f). Da Liebe oft vergänglich ist oder im Alltagsleben zumindest ihren Charakter ändert, ist in dem Modell der Liebesehe das Scheitern jedoch bereits angelegt. Zudem sind die affektiv-emotionalen Ansprüche an eine Paarbeziehung im Verlauf der Zeit gestiegen, so dass viele Partnerschaften diese irgendwann nicht mehr erfüllen können (Peuckert 2008: 177f). Die Konzentration auf emotionale Aspekte führt somit zu einer steigenden Instabilität der Paarbeziehung (Hradil 2006: 93).

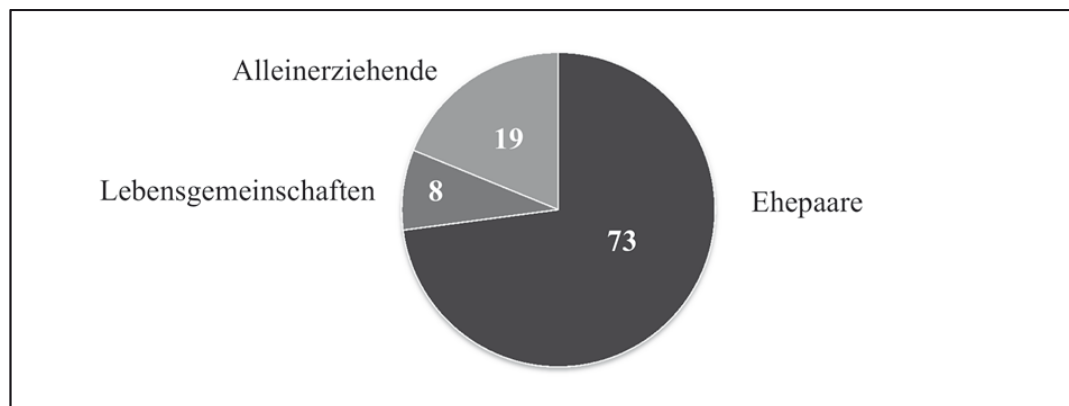
Doch auch die Ausgestaltung der Arbeitswelt erschwert eine langfristige und zuverlässige Paarbeziehung: Die Arbeitsteilung und die Spezialisierung in der modernen Arbeitswelt haben die Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen an die Arbeitnehmenden erhöht, so dass das Aufrechterhalten langfristiger Beziehungen oft schwer fällt:

„Unsere Erziehungsziele und die Idealbilder der Persönlichkeitsentwicklung sind tendenziell bindungsorientiert und wirken bindungsfreundlich, dagegen ist die ökonomische Realität, insbesondere die Arbeitswelt, durch die Anforderungen des Arbeitsmarktes an die berufliche und räumliche Mobilität bindungsfeindlich.“ (Birg 2001: 69)

Besonders problematisch wirkt sich die Bindungsfeindlichkeit der Arbeitswelt aus, wenn die beruflichen Lebenspläne zweier beruflich ambitionierter Partner koordiniert werden müssen. Dies ist verstärkt seit der Bildungsexpansion der Fall, durch die auch für Frauen der Erfolg im Beruf wichtiger geworden ist.

Nicht nur die Paarbeziehung, auch das Verhältnis zu Kindern hat sich im Laufe der vergangenen 50 Jahre gewandelt. Die folgende Abbildung gibt einen Überblick über die derzeitige Familienstruktur in Deutschland:

Abbildung 1: Anteile der einzelnen Familienformen an allen Familien mit Kindern unter 18 Jahren im Haushalt, 2008



Quelle: Eigene Darstellung. Berechnung auf Datenbasis des StBA 2009a: 47.

Die Graphik macht deutlich, dass die überwiegende Mehrheit (73 %) der gut 12 Mio. Familien in Deutschland auch heute noch dem traditionellen Familienmodell mit verheirateten Eltern und Kind(ern) entspricht. Demgegenüber ist der Anteil der Lebensgemeinschaften mit Kind(ern) an allen Familien sehr niedrig (8 %). Jedoch hat die gestiegene Instabilität von Ehen bzw. Partnerschaften zu einer Zunahme der Alleinerziehenden-Familien geführt, so dass ihr Anteil derzeit bei 22 % liegt.¹¹

Zudem bekommen die Menschen in Deutschland immer weniger Kinder. So ist die zusammengefasste Geburtenziffer¹² in Westdeutschland von ihrer Höchstmarke von 2,5 im Jahr 1964 – der Zeit des Babybooms – erheblich gesunken und liegt nun seit den 1970er Jahren auf einem nahezu konstanten Niveau von ca. 1,4 Kindern pro Frau¹³. Auch die endgültige Kinderzahl pro Frau ist von Kohorte zu Kohorte zurückgegangen: Die heute 45-jährigen Frauen – die

¹¹ In der Kinderperspektive gestaltet sich diese Verteilung jedoch etwas anders als in der Haushaltsperspektive: Da in traditionellen Familien durchschnittlich mehr Kinder vorhanden sind als in nicht-traditionellen Familien, ist der Anteil der Kinder, die in einer traditionellen Familie aufwachsen, höher als der entsprechende Anteil der Haushalte, und der Anteil der Kinder, die in Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden-Haushalten aufwachsen, entsprechend niedriger (vgl. hierzu die Aufsplittung nach Kinderzahl in StBA 2009a: 47).

¹² Die zusammengefasste Geburtenziffer bildet die Summe aller altersspezifischen Geburtenraten (durchschnittliche Zahl der Geburten von Frauen eines bestimmten Alters) eines Kalenderjahres ab. Sie zeigt somit an, wie viele Kinder eine Frau im Laufe ihres Lebens bekäme, wenn die aktuellen altersspezifischen Geburtenraten über die gesamte fruchtbare Lebensphase gelten würden (StBA 2007: 34f). Zwar hat diese Maßzahl dadurch eher hypothetischen Charakter, dennoch ist sie das am häufigsten verwendete Maß bei der Diskussion des Geburtenverhaltens in Deutschland. Dies liegt daran, dass sie vergleichsweise kurzfristig verfügbar ist und dadurch zeitnahe politische Reaktionen ermöglicht.

¹³ In Ostdeutschland nahm die zusammengefasste Geburtenrate aufgrund der Geburten fördernden Politik der DDR-Regierung sowie der Wiedervereinigung Deutschlands einen deutlich anderen Verlauf (vgl. für die ostdeutsche Entwicklung: BIB 2005: 20ff). Sie nähert sich seit Beginn der 1990er Jahre jedoch dem westdeutschen Niveau an, so dass auf sie an dieser Stelle nicht gesondert eingegangen werden soll.

Geburtskohorte von 1965 – haben im Durchschnitt 1,48 Kinder, während die Kohorte von 1940 – und damit die Mütter der Babyboom-Generation – noch 1,97 Kinder bekam (Birg 2006: 89). Damit liegt die Geburtenrate sowohl nach der Querschnitts- (zusammengefasste Geburtenziffer) als auch nach der Längsschnittbetrachtung (endgültige Kinderzahl) seit Jahrzehnten deutlich unter dem Bestandserhaltungsniveau von 2,1 Kindern pro Frau. Nicht nur das Altern, sondern auch die kontinuierliche Abnahme der Bevölkerung ist in dieser Entwicklung angelegt.

Der Geburtenrückgang hat nicht nur Einfluss auf Bevölkerungsstruktur und -umfang, es haben sich auch Veränderungen der Struktur innerhalb der Familien ergeben. Betrachtet man die in Tabelle 1 dargestellte Geburtenfolge, d.h. die Verteilung der Kinderzahl auf die einzelnen Frauen einer Kohorte, werden die Wandlungen der Familienstrukturen sichtbar:

Tabelle 1: Kinderzahl und Kinderlosigkeit der Frauenjahrgänge in Deutschland

Jahrgang	Von 100 Frauen haben ... Kinder					Geburten pro Frau
	keine	1	2	3	4 u.m.	
1940	10,6	26,4	34,1	18,5	10,4	1,97
1945	13,0	30,4	34,6	14,0	8,0	1,78
1950	15,8	29,4	34,3	13,1	7,4	1,70
1955	21,9	24,9	33,5	12,5	7,3	1,61
1960	26,0	21,6	32,4	12,4	7,7	1,57
1965	32,1	17,6	31,2	11,1	8,1	1,48

Quelle: Birg 2006: 89.

Der Anteil der Frauen mit drei, vier oder mehr Kindern hat im Zeitverlauf deutlich abgenommen. Parallel dazu erhöhte sich zunächst der Anteil der Frauen mit einem Kind, sank dann jedoch ebenfalls. Demgegenüber blieb der Anteil der Frauen mit zwei Kindern über den gesamten Zeitraum verhältnismäßig konstant und nahm nur leicht ab. Eine besonders markante Entwicklung zeigt sich jedoch bei dem Anteil der kinderlosen Frauen: Dieser ist seit der Kohorte von 1940 kontinuierlich gestiegen, so dass nun knapp ein Drittel (32,1 %) der 1965 geborenen Frauen Zeit ihres Lebens kinderlos bleiben wird. Aus dieser Entwicklung wird ersichtlich, dass der Geburtenrückgang nicht in einem Trend zur Ein-Kind-Familie resultierte. Vielmehr liegt nun eine Zweiteilung vor; in Personen, die kinderlos bleiben, einerseits und Personen, die eine Familie gründen und dann zumeist mindestens zwei Kinder bekommen, andererseits. Diese Entwicklung lässt sich als Polarisierung in einen Familien- und einen Nichtfamiliensektor beschreiben (Gerlach 2010: 70).

Die deutliche Zunahme des Anteils kinderloser Frauen hat das Thema Kinderlosigkeit in der letzten Zeit in den Fokus der öffentlichen Diskussion gerückt. Dennoch muss zur richtigen Einordnung des Sachverhaltes auch bedacht werden, dass ein hohes Maß an Kinderlosigkeit kein gänzlich neues Phänomen darstellt: Auch in früheren Jahrgängen fand sich ein zum Teil beträchtlicher Anteil kinderloser Frauen. Die Frauen der Geburtsjahrgänge 1901/05 hatten zum Beispiel zu 19 % keine Kinder (BiB 2005: 25). Neu ist allerdings, dass die heutige Kinderlosigkeit erstmals nicht die Folge einer sozialen Krisensituation (zum Beispiel eines Krieges) ist. Deswegen wird sie auch als „neue Kinderlosigkeit“ bezeichnet (ebd.). Die Gründe für die „neue Kinderlosigkeit“ und das annähernde Verschwinden von Familien mit drei und mehr Kindern sind vielfältig. Ein entscheidender Aspekt jedoch sind die in Deutschland vielfach ungenügenden Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, deren Bedeutung mit der Ausbreitung der Berufsorientierung von Frauen zugenommen hat (z.B. Kaufmann 2005: 150; Peuckert 2008: 119).

Eine Kombination von Elternschaft und Erwerbstätigkeit wird auch dadurch erschwert, dass der Anspruch an eine angemessene Erziehung der Kinder im Laufe der letzten Jahrzehnte merklich gestiegen ist: Die seit den 1960er Jahren beinahe vollständige Kontrolle¹⁴ der Eltern über ihre Kinderzahl führte zur Herausbildung der „Norm der verantworteten Elternschaft“ (Kaufmann 2005: 140). Es wird von den Eltern erwartet, dass sie sich bewusst für jedes ihrer Kinder entscheiden und anschließend die volle Verantwortung für sie übernehmen. Eltern müssen ihren Kindern von der Geburt an kontinuierlich die bestmögliche Förderung und Erziehung zukommen lassen und werden persönlich für die Schwächen ihrer Kinder verantwortlich gemacht. Die erhöhten Ansprüche an die Kindererziehung resultieren in Unsicherheiten und Überforderung der Eltern sowie in der steigenden Nutzung der Erziehungs- und Familienberatung (Peuckert 2008: 161).¹⁵ Sie spiegeln sich jedoch auch in der geringen Geburtenrate wider: Viele junge Menschen befürchten, den hohen Ansprüchen nicht gerecht zu werden, und verzichten auf eine Elternschaft (Peuckert 2008: 120).

¹⁴ Das weiterhin bestehende Risiko einer ungewollten Schwangerschaft wird besonders anhand der Diskussion um Teenager-Schwangerschaften deutlich. Während es in den Jahren um die Jahrhundertwende zu einem Anstieg der Schwangerschaften Minderjähriger in Deutschland kam, ist deren Zahl in den letzten Jahren jedoch konstant bis rückläufig und zudem im Vergleich mit anderen OECD-Ländern besonders niedrig. Insgesamt werden 2,6% aller Frauen vor ihrem 18. Geburtstag mindestens einmal schwanger. Als hauptursächlich für Schwangerschaften Minderjähriger können Anwendungsfehler bei der Verhütung gelten (Schmidt et al. 2006).

¹⁵ Die steigende Inanspruchnahme von Erziehungshilfen spiegelt sich in der Kinder- und Jugendhilfestatistik wider. Dieser zufolge haben im Jahr 2006 knapp 311.000 Personen eine Erziehungsberatung gem. § 28 SGB VIII in Anspruch genommen, während es im Jahr 1993 knapp 198.000 Personen waren (Pothmann/Fendrich).

1.2 Wandel der Erwerbsarbeit

Wie bereits einleitend dargestellt, war im Ideal der bürgerlichen Familie die Sphäre der Erwerbsarbeit dem Mann, die der Familienarbeit der Frau vorbehalten. Dies spiegelte sich auch in der Erwerbsbeteiligung von Männern und Frauen wider. Im Jahr 1960 lag die Erwerbsquote¹⁶ der Männer bei 91 %, während die der Frauen mit 48 % deutlich niedriger lag. Im Laufe der letzten 50 Jahre haben sich die Erwerbsquoten von Frauen und Männern angenähert – die der Männer sank auf 82 % und die der Frauen stieg parallel auf 70 % (2008) an (www-genesis.destatis.de). Zu dieser Entwicklung haben verschiedene Faktoren geführt, welche im Folgenden näher beleuchtet werden sollen.

Zeitlich ging der steigenden Erwerbsbeteiligung von Frauen ein höheres Bildungsniveau der weiblichen Bevölkerung voraus. In den 1960er Jahren wurde in Deutschland im Zuge der bildungspolitischen Reformdiskussion erstmals die Forderung nach besseren und gleichen Bildungschancen für Mädchen erhoben (Geißler 2006: 302). So waren es auch die Mädchen und Frauen, die von der Bildungsexpansion der 1960er Jahre, d.h. dem umfangreichen Ausbau der sekundären und tertiären Bereiche des Bildungssystems, am stärksten profitierten. Als Folge nahm die Präsenz von Frauen in weiterführenden Schulen und Hochschulen deutlich zu; inzwischen sind die Frauen sowohl unter den Realschulabsolventen und Abiturienten als auch unter den Hochschulabsolventen stärker repräsentiert als die Männer (Geißler 2006: 303). Die dadurch steigenden Investitionsleistungen in das eigene Humankapital und die verbesserten Berufs- und Einkommensaussichten führten zu einer Ausbreitung der Berufsorientierung von Frauen, welche in Konkurrenz zu der bis dahin dominierenden Familienorientierung trat. Basis der Ausbreitung der Berufsorientierung der Frauen war allerdings auch der Wandel der Arbeitswelt selbst: Im Zuge der Ausbreitung des Dienstleistungssektors fand eine Verschiebung des Arbeitsangebots von anstrengender, eintöniger Fabrikarbeit hin zu körperlich leichteren, tendenziell abwechslungsreichen Tätigkeiten, wie Büroarbeiten, statt. Dies erhöhte die Attraktivität der Erwerbsarbeit im Vergleich zur Kindererziehung:

„The office may well be preferable hour for hour to looking after children, and so preferred to childrearing even if the latter could be confined to an eight-hour day, and even if childrearing were paid the same wage as office work. (...) Surely what has drawn women into the labor market, with heavy consequences for childbearing, is the relative availability of congenial office work.“ (Keyfitz 2006: 142f)

Hinzu kam, dass die traditionale Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zunehmend ihren Sinn verlor: Mit fortschreitender Industrialisierung ermöglichten technische Neuerungen eine kostengünstige Substitution von Haushaltsgütern durch Marktgüter wie zum Beispiel verarbeitete Lebensmittel (Hülkamp 2004: 35). Hierdurch ergab sich eine sinkende Auslastung der

¹⁶ Die Erwerbsquote ist hier definiert als der Anteil der Erwerbspersonen an der Gesamtbevölkerung im Alter von 15 bis 64 Jahren.

Frauen durch Haus- und Familienarbeit, so dass in der Erwerbstätigkeit ein weiteres Betätigungsfeld gesucht wurde.

Eine steigende Berufsorientierung der Frauen wurde auch dadurch gefördert, dass durch die gestiegene fernere Lebenserwartung und bereits gesunkene Geburtenzahl pro Familie die Länge der Familienphase, d.h. die Zeit, in der Eltern mit ihren unmündigen Kindern zusammenleben, relativ zur Gesamtlänge des Lebens deutlich zurückging. Dauerte die Familienphase vor einhundert Jahren durchschnittlich noch das halbe Leben, umfasst sie heute nur noch ein Viertel (Nave-Herz 2006: 69). Das Leben in einer Familie ist somit zu einer „transitorischen Lebensphase“ (Nave-Herz 2006: 70) geworden. In Anbetracht dieser Tatsache wird die normative Festschreibung der Frauen auf die Familienphase, wie sie im bürgerlichen Familienmodell zu finden ist, problematisch: Dies würde für die Frauen heutzutage bedeuten, „dass sie ca. ein Viertel ihres Lebens in der Erwartung auf das ‚eigentliche Leben‘ (=Familienphase) und ca. zwei Viertel ihres gesamten Lebens im Bewusstsein verbringen müssten, dass das ‚eigentliche Leben‘ vorbei wäre.“ (Nave-Herz 2006: 70) Peuckert spricht in diesem Zusammenhang von der „demographischen Freisetzung der Frauen“ (Peuckert 2008: 229).

Ein weiterer relevanter Aspekt ist der zum Beispiel von Inglehart beschriebene Wertewandel hin zu einer stärkeren Betonung der Individualität und Selbstverwirklichung. Der Einzelne strebt heute nach jenen Lebensformen, Lebensstilen und Berufen, die seinen Vorstellungen von Selbstverwirklichung am ehesten entsprechen (Hradil 2006: 266). Hierdurch nahm die Berufstätigkeit der Frauen zu, denn immer weniger Frauen sahen in einer reinen Haushalts- und Familienentätigkeit eine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung: „Postmaterialists place more emphasis on self-fulfillment through careers, rather than through ensuring the survival of the species.“ (Inglehart, gelesen bei Huinink/Konietzka 2007: 110). Hierbei spielt die unterschiedliche soziale Anerkennung für Berufs- und Familienarbeit eine Rolle. Bei der Zuweisung der Erwerbsarbeit an den Mann und der Haus- und Familienarbeit an die Frau im bürgerlichen Familienmodell wurden die beiden Aufgabenbereiche nicht mit gleich hohem sozialen Prestige verbunden, sondern es kam zu einer Abwertung der reproduktiven Tätigkeiten im Vergleich zu den produktiven Tätigkeiten (Huinink/Konietzka 2007: 67). Sozialer Status und Erfolg werden nicht über die Zahl und Ausbildung der eigenen Kinder definiert, sondern hauptsächlich über eine gute Position im Erwerbsleben erlangt. Erst langsam zeichnet sich im Zuge der Anerkennung der Bedeutung der Kindererziehung für die Sicherung von Humankapital hier eine mögliche Trendwende ab.

Neben dem steigenden Wert, der der Berufsarbeit durch Frauen beigemessen wird, wird die Erwerbstätigkeit der Frau in einer wachsenden Zahl der Familien wieder zu einer ökonomischen Notwendigkeit. Lange Ausbildungszeiten sowie Unsicherheiten am Arbeitsmarkt haben dazu geführt, dass die Realisierung des Alleinernährermodelles schwierig geworden ist. Immer mehr Väter sind nicht mehr in der Lage, ihre Familie aus eigener Kraft alleine zu ernähren, so dass das Einkommen der Frau für die finanzielle Absicherung der Familie essenziell wird. Ein steigender Anteil Frauen wird – oft unfreiwillig durch die Arbeitslosigkeit oder prekäre Beschäftigung des Mannes – zu Familienernährerinnen (Böckler-Impuls 2009: 3).

Die steigende Berufsorientierung von Frauen sowie die ökonomische Notwendigkeit der Erwerbstätigkeit der Frauen haben dazu geführt, dass nun auch immer mehr verheiratete Frauen

und Mütter einer Erwerbsarbeit nachgehen oder nach der Familienphase wieder auf den Arbeitsmarkt zurückkehren. Hierbei steigt mit dem Alter der Kinder auch die Erwerbsbeteiligung der Frauen wieder an: Ging im Jahr 2005 von den Frauen mit Kindern unter drei Jahren gerade ein Drittel (33 %) einer Erwerbsarbeit nach, so waren es z.B. unter den Frauen mit Kindern zwischen 10 und 14 Jahren bereits mehr als zwei Drittel (71 %) (StBA 2006: 9).

Trotz der weitgehenden Angleichung der Erwerbsquoten von Frauen und Männern bestehen weiterhin deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede mit Blick auf die Erwerbssituation. So arbeitet derzeit (2008) ein erheblicher Teil der Frauen (34 %) Teilzeit, während dies nur auf eine kleine Minderheit (5 %) der Männer zutrifft (StBA 2009b: 17).¹⁷ Zudem bestehen geschlechtsspezifisch geteilte Arbeitsmärkte, die Frauen bezüglich Arbeitsbedingungen, Einkommen und Prestige benachteiligen. Weiterhin sind Frauen beim beruflichen Aufstieg mit starken Hindernissen konfrontiert (Geißler 2006: 307). Demgegenüber verrichten Frauen auch heute noch den größten Teil der Haus- und Familienarbeit. Insbesondere mit der Geburt eines Kindes nimmt der Anteil der Paare ab, die ein egalitäres Rollenmodell pflegen, und es kommt zu einer Retraditionalisierung der Arbeitsteilung (Huinink/Konietzka 2007: 208). Auch bei Erwerbstätigkeit verwenden Mütter mehr Zeit für Haus- und Familienarbeit als ihre Partner, so dass sie über vergleichsweise wenig Freizeit und Raum zur persönlichen Erholung verfügen (Geißler 2006: 318). Zudem führt die Zuweisung der Haus- und Familienarbeit an die Frau in vielen Familien dazu, dass die Frau in geringerem Umfang einer Erwerbsarbeit nachgehen kann als gewünscht oder sogar zeitweise ganz auf Erwerbsarbeit verzichten muss. So war im Jahr 2000 unter den Müttern mit Kindern unter 3 Jahren das bevorzugte Arbeitszeitmodell jenes, in dem der Mann Vollzeit arbeitet und die Frau in Teilzeit: 63 % der westdeutschen Mütter wünschten sich diese Kombination, jedoch praktizierten lediglich 16 % dieses Modell tatsächlich. Demgegenüber war in 77 % der westdeutschen Familien mit Kleinkindern der Mann Vollzeit erwerbstätig, während die Frau nicht erwerbstätig war, obwohl nur 14 % der Frauen diese Kombination tatsächlich wünschten (Peuckert 2008: 239f). Hieran zeigt sich, dass – während die Berufstätigkeit von Frauen seit den 1960er Jahren deutlich zugenommen hat – sich ein entsprechender Wandel des gesellschaftlichen Leitbildes der Frauen- und Mutterrolle derzeit nur langsam vollzieht: Das bürgerliche Familienmodell hat bis heute starke normative Verbindlichkeit – hier zeigt sich ein „cultural lag“¹⁸ (Nave-Herz 2006: 75). Studien wie der World Values Survey oder die Population Policy Acceptance Study bestätigen den langsamen Wandel der Mutterrolle: So sind zwar 2003 75 % der Bevölkerung der Ansicht, dass sowohl der Mann als auch die Frau ihren Beitrag zum Haushaltseinkommen leisten sollte. Zudem glaubt die überwiegende Mehrheit der Deutschen (87 %), dass eine erwerbstätige Mutter ein genauso warmes und stabiles Verhältnis zu ihren Kindern aufbauen kann wie eine nichtberufstätige Mutter. Im Jahr 1990 konnten dieser Aussage erst 57 % zustimmen. Die Folgen einer Berufstätigkeit der Mutter für

¹⁷ Diese Zahlen beschreiben den Anteil der teilzeitbeschäftigten Personen an allen sozialversicherungspflichtig Beschäftigten. Minijobs etc. werden hierbei folglich nicht berücksichtigt.

¹⁸ Der Begriff „cultural lag“ bezeichnet eine kulturelle Verspätung beziehungsweise Phasenverschiebung. Er wurde 1922 von F. Ogburn geprägt als Bezeichnung für das krisenhafte Phänomen des Anpassungsrückstandes der immateriellen Kultur (z. B. soziale Organisation, Recht, Ethik) gegenüber der sich beschleunigt wandelnden materiellen Kultur (naturwissenschaftlich-technisch-ökonomischer Fortschritt) im Industriezeitalter (Ogburn 1969).

die Familie werden jedoch auch heute noch überwiegend negativ eingeschätzt: So sind im Jahr 2003 56,7 % der Deutschen der Meinung, dass das Familienleben unter der Berufstätigkeit der Mutter leidet. 48,4 % gehen zudem davon aus, dass Kinder im Vorschulalter darunter leiden, wenn ihre Mutter berufstätig ist. Allerdings zeigt sich auch hier ein deutlicher Wertewandel: Im Jahr 1990 erwarteten noch 79 % der Befragten negative Konsequenzen für Kleinkinder (Werte 1990: Inglehart 2004; Werte 2003: Dorbritz et al. 2005: 48).

Diese Ambivalenzen bezüglich des Rollenbildes von Frauen bzw. Müttern spiegeln sich auch in den Wertstrukturen der (potenziellen) Mütter selbst und lösen einen Wertkonflikt aus: Frauen wollen im Berufsleben erfolgreich und leistungsfähig sein, was zumeist hohen und kontinuierlichen Einsatz erfordert, aber gleichzeitig haben sie – ganz im Sinne der „verantworteten Elternschaft“ – auch den Anspruch an sich, nach der Geburt eines Kindes ganz für ihr Kind da zu sein (Nave-Herz 2006: 74). Berufs- und Familienorientierung stehen in einem Spannungsverhältnis, und die Frauen haben die Befürchtung, entweder der Arbeit oder der Mutterrolle nicht gerecht werden zu können. Durch dieses Spannungsverhältnis wird ein Teil der Frauen von der Erwerbsarbeit zugunsten der Kindererziehung abgehalten und umgekehrt verzichtet ein anderer Teil auf eine (frühe) Familiengründung zugunsten des Erwerbslebens.

Die Erwerbsbeteiligung der Männer liegt, verglichen mit der der Frauen, auch derzeit noch auf hohem Niveau, hat sich aber im Verlauf der Jahrzehnte etwas verringert. Als hauptursächlich hierfür können die verlängerten Ausbildungszeiten gelten, die einen späteren Eintritt in den Arbeitsmarkt verursachen, sowie das gesunkene Renteneintrittsalter (Hradil 2006: 103/176) – und weniger der Ausstieg aus der Erwerbs- zugunsten der Familienarbeit. Die meisten Männer bevorzugen auch heute noch die Rolle des Vollzeitberufstätigen (Bertram et al. 2005: 30). Zudem sehen sie sich weiterhin mit dem sozialen Anspruch an sich konfrontiert, eine Familie (gegebenenfalls alleine) ernähren zu können. Jedoch steht dieses gesellschaftliche Leitbild des männlichen Alleinernährers vermehrt im Kontrast zur wirtschaftlichen Realität der (potenziellen) Väter. Insbesondere junge Männer können aufgrund der verlängerten Ausbildungszeiten, der Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse und der vergleichsweise hohen Arbeitslosigkeit dem Anspruch des Alleinernährers einer Familie immer seltener gerecht werden:

„Es zeigt sich aber auch, wie sehr – so lange sich der Schritt zur Elternschaft an Vorstellungen von Familie mit tradierten Rollen heftet – unser Familienmodell eines wirtschaftlicher Prosperität ist, dem seit den 90er Jahren die ‚Korsettstangen‘ des männlichen Lebenslaufs, d.h. die sichere Erwerbskarriere auf Basis des gelernten Berufs, wegbrechen (...).“ (Krüger 2006: 196)

Diese Ambivalenz führt dazu, dass „immer weniger junge Männer sich die Ernährerrolle und die Familiengründung zutrauen“ (Krüger 2006: 196) und somit die Familiengründung aufschieben oder unterlassen. Und dies, obwohl junge Frauen mittlerweile über gleich hohe (wenn nicht höhere) Bildungsqualifikationen als Männer verfügen, und somit durchaus in der Lage wären, gleichwertig zum Familieneinkommen beizutragen.

Zudem verhindert die vorherrschende Erwerbsorientierung von Männern vielfach eine stärkere männliche Beteiligung an der Haus- und Familienarbeit und damit eine Entlastung der Frauen und Mütter in diesem Bereich: Voraussetzung einer erfolgreichen beruflichen Karriere

sind zumeist eine qualifizierte (und damit oft lange) Ausbildung, räumliche Mobilität und zeitliche Flexibilität sowie kontinuierliches Engagement im Beruf, so dass erwerbsorientierten Männern wenig Zeit für Familienarbeit bleibt: „Heutige Erwerbsarbeit fordert die ganze Person und lässt ihr kaum noch Raum, sich um eine Familie zu kümmern.“ (Schneider 2007: 67) Das Wirtschaftssystem zeigt hierbei eine „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ gegenüber familiären Verpflichtungen der Arbeitnehmenden (Kaufmann 2005: 152): Es ist bisher überwiegend indifferent gegenüber der Frage, ob Menschen Elternverantwortung übernommen haben oder nicht, und stellt dementsprechend an Kinderlose und Eltern die gleichen Ansprüche. Vielerorts herrscht (noch) das traditionelle Verständnis vor, nach dem der männliche Arbeitnehmer die familiären Pflichten seiner Arbeit unterzuordnen hat, so dass Väter bei der Inanspruchnahme betrieblicher familienfreundlicher Maßnahmen oft berufliche Nachteile befürchten (Schneider 2007: 72). Zudem sind Väter, die ihre Erwerbsarbeit unterbrechen oder aufgeben, um sich auf die Familienarbeit zu konzentrieren, oft mit Ablehnung und Unverständnis Ihrer Umwelt konfrontiert (Peuckert 2008: 280). Es kann sogar zu Konflikten mit der eigenen Partnerin kommen – nicht wenige Väter beklagen, dass die Partnerin ihren Kompetenzen in der Kindererziehung misstraut und ihr stärkeres Engagement in der Familie nicht akzeptiert (Bambey/Gumbinger 2006: 28). Dieser Sachverhalt kommt in dem Begriff des „Maternal Gatekeeping“ zum Ausdruck, hinter dem die Annahme steht, dass einige Frauen den Vater aus der Erzieherrolle herausdrängen möchten, da sie sich in ihrer Mutterrolle eingeschränkt sehen:

„Briefly, maternal gatekeeping is a collection of beliefs and behaviors that ultimately inhibit a collaborative effort between men and women in family work by limiting men’s opportunities for learning and growing through caring for home and children. (...) Maternal gatekeeping can be one important source of men’s underinvolvement in domestic labor and may inhibit mutually satisfactory arrangements for sharing family work.“ (Allen/Hawkins 1999: 200).

Trotz dieser Problematiken wird in der Literatur in den letzten Jahren auf einen langsamen Wandel und damit einhergehend eine Aufwertung der Vaterrolle hingewiesen. Die „neuen Väter“ beteiligen sich an der Hausarbeit und übernehmen eine aktive und engagierte Rolle bei der Erziehung und Betreuung ihrer Kinder (Volz/Zulehner 2009: 87f). Die Entfaltung neuer Väter wurde mit der Einführung des einkommensabhängigen Elterngeldes, insbesondere der Partnermonate, unterstützt. Dennoch zeigen Studien, dass aufgrund der beschriebenen Hindernisse die Anzahl „neuer Väter“ vergleichsweise gering ist. So ist zwar der Anteil der Männer unter den Elternzeitnehmenden seit der Elterngeldreform deutlich gestiegen, jedoch sind Väter mit einem Anteil von 19 % (2009) immer noch deutlich unterrepräsentiert. Zudem beschränken sich die meisten der Väter (73 %) auf die Inanspruchnahme der zwei Partnermonate, während die überwiegende Mehrheit der Frauen (89 %) über die Dauer eines Jahres Elterngeld bezieht (StBA 2010: 8). Die Einstellung, dass Väter sich ebenfalls in der Kindererziehung engagieren sollten, scheint in den Köpfen der Väter bereits weit verbreitet, dennoch wird in der Praxis aufgrund äußerer Zwänge oft doch auf eine traditionelle Aufgabenteilung zurückgegriffen (Bambey/Gumbinger 2006: 29). Zudem scheint die Entwicklung der Vaterrolle nicht in Richtung eines einheitlichen, den Alleinernährer ablösenden Modelles zu verlaufen, sondern in einer



<http://www.springer.com/978-3-531-17740-3>

Betriebliche Familienpolitik
Kontexte, Messungen und Effekte
Gerlach, I.; Schneider, H. (Hrsg.)
2012, 278 S., Softcover
ISBN: 978-3-531-17740-3